

Felix Spanners Brautfahrt

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 1

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 1 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

6. Januar

Das neue Jahr.

Von Alfred Huggenberger.

Mancher Tag steigt hell empor,
Will mir nichts als Liebes zeigen.
Zieht er heim durchs goldne Tor
Muß mein Mund in Sorgen schweigen.

Mancher Morgen trägt als Kleid
Schwere, dunkle Nebelschwaden, —
Sieh! Ein Wind verweht das Leid
Und ein Abend winkt voll Gnaden.

Also kann das junge Jahr,
Dem wir bang ins Auge schauen,
In ein neues Land uns gar
Lächelnd eine Brücke bauen.

Groß und wunderbar Gescheh'n
Kann sein Schoß verschwiegen bergen,
Und derweil wir zagend stehn,
Steigt das Glück schon von den Bergen.

Felix Spanners Brautfahrt.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Meine Mutter hat es von allem Anfang an als eine Tüde des Schicksals betrachtet, daß ich meinen Lebenslauf ausgerechnet an einem Mittwoch antreten mußte. Es sei ja gar nichts dabei, redete sie sich zwar bei jeder Gelegenheit ein, der Mittwoch sei ein Tag, so gut und so schlecht wie jeder andere, und es sei unbegreiflich, daß es immer noch dergleichen abergläubische Personen gebe, die zum Beispiel an einem Mittwoch weder mit der großen Halbjahrswäsche beginnen, noch sich verheiraten, noch ein neues Kleid zum erstenmal anziehen würden. Aber bei jeder noch so kleinen Entgleisung ihres Sorgenkinds kam sie unfehlbar auf die böse Vorbedeutung meines Geburtstages zurück. Als ich in der dritten Schulklasse sitzen blieb, weil ich vor dem Examen ein Vierteljahr lang an einem Ohrenfluß krank gelegen; als ich bei der Beerdigung des Oberlehrers Bammert zweimal ins Lachen kam, weil ich beständig das Bild Zurbuchen neben mir ansehen mußte, dessen Gesicht beim Heulen einem verkrüppelten, mißförmigen Apfel glich, der Buchen und Stiel sozusagen nebeneinander hat; ja sogar anlässlich meiner nach wohlbestandener Rekrutenschule erfolgten Ernennung zum Trainorporal wurde in Verwandentkreisen allen Ernstes die Frage erwogen, ob nicht der Mittwoch am Ende seinen zweifelhaften Ruf doch nicht ganz umsonst bekommen habe? Am hartnäckigsten vertrat diese Ansicht die Tante Judith aus dem Hinterdorf. Sie griff aus dem Schätze ihrer Lebensweisheit die Erfahrung

heraus, daß sich junge Leute im Unteroffiziersdienst leicht ein zu lautes Sprechen und einen befehlshaberischen Ton anzugewöhnen und damit späterhin die Familienharmonie in Frage zu stellen pflegen, während im Gegenteil der gemeine Soldat tagtäglich zur restlosen Unterordnung seines Willens unter höherstehende Kräfte angehalten werde.

Zu meiner Genugtuung traten die Besorgnisse meiner Umgebung nach und nach doch ein wenig in den Hintergrund; sie schienen sogar mit den Jahren, da mein Verhalten inzwischen keinerlei Grund zu Klagen bot, gänzlich in Vergessenheit geraten zu sein. Aber die alten Bedenken tauchten unversehens wieder aufs neue auf, als ich nach endgültigem Uebertritt ins heiratsfähige Alter zwar dem schönen Geschlecht gegenüber eine ausgesprochen wohlwollende Stellung einnahm, jedoch entgegen dem nachdrücklichen Wunsche meiner Eltern und Verwandten keinerlei Miene machte, mich in süße Bande endgültig gefangen zu geben. „Ein Sonntagskind ist er halt eineweg nicht, und ein Glaube ist eineweg ein Glaube“, hörte ich die Base Regine vom Haldenhöflein einmal nach längerer, kummervoller Beratung zu meiner Mutter sagen. Und die Tante Judith verstieg sich in einer Anwandlung selbstlosen Aufopferungstriebes zu der Aeußerung, sie wollte gern fünf Jahre älter sein, wenn sie mich damit um einen einzigen Tag jünger machen könnte.

An dem Dienstagnachmittag, der meinem siebenund-

zwanzigsten Geburtstag vorausging, waren ich und mein Vater auf dem obern Heimenader in einförmiger Betriebsamkeit damit beschäftigt, die Ackerkrume um die neugierig ans Tageslicht getrocknenen Kartoffelstäudchen zu lockern und vom Unkraut zu säubern. Ich studierte eben wieder einmal mit unbeholfener Gründlichkeit darüber hin und her, wie die Emilie Egger vom obern Kemmenhofe wohl dazu gekommen sei, mir am letzten Schmelzacher Weihnachtsmarkt im Kronensaal einen Tanz abzuschlagen. Ich hatte mich damals ernsthaft mit dem Plane getragen, ihr meine Begleiterschaft für den Heimweg anzubieten und bei dieser Gelegenheit eine sehr ernsthafte Frage an sie zu richten. Der schnippische Abschlag war mir nicht nur ganz unerwartet gekommen, sondern ich hatte ihn als regelrechten Korb aufgefaßt. Die an sich unbedeutende Sache brachte es zuweg, daß ich in der Folge ein wenig rappelköpfig wurde und mich offen als Hagestolzen aufspielte, indem ich mich zum Beispiel den ganzen Winter über bei keiner einzigen Tanzgelegenheit sehen ließ. Meine Nachbarstochter, die Karline Zimmerli, mochte meinethalben jeden Tag mit einer andern Nederei kommen, ich machte mir nicht viel daraus. Just heute morgen hatte ich wieder ein Feuersteinzettelchen am Stalltürpfosten angeklebt gefunden mit dem Sprüchlein darauf:

Ein Jungknab, der die Mädchen haßt,
Ist Gott und aller Welt zur Last.

Dieser Scherz hatte mich nur deshalb ein wenig geärgert, weil auch mein Vater den Spruch gelesen und eine Glosse dazu gemacht hatte. Ich erwog jetzt allen Ernstes den Gedanken, der Karline Zimmerli in einer gewissenhaften Auseinandersetzung meinen Standpunkt klar zu machen und ihr dazulegen, daß ich die Mädchen weder fürchte noch hasse, daß ich aber immerhin vorläufig noch ohne Regierung auszukommen beabsichtige. Da hörte ich mit leichtem Unbehagen, wie mein Vater neben mir ein paar mal hintereinander trocken hüstelte, was er immer tat, wenn er von einer kitzlichen Sache anzufangen im Begriffe war.

„Du rüdst also morgen ins Siebenundzwanzigste ein“, brachte er endlich mit etwas belegter Stimme heraus.

Ich bejahte möglichst gleichgültig und schaffte scheinbar gelassen weiter, während bereits eine dunkle Ahnung in meinem Herzen aufstieg.

Nun blieb er an der Haide stehen und sah mir eine Weile aufmerksam von der Seite her zu. „Du tußt, als ob du von allem nichts mehr wüßtest“, meinte er dann, bereits etwas ungehalten über meine offensichtliche Verstocktheit. Da fiel mir plötzlich ein, wie mein Vater einmal vor Jahr und Tag auf eben diesem Acker, fast genau auf derselben Stelle, wo wir jetzt standen, allen Ernstes mit mir vom Heiraten angefangen und mir sogar im Eifer einige Namen genannt hatte. Ich hatte damals zu seinem großen Befremden laut herausgelacht und ihm schließlich kurzerhand erklärt, er möge dann meinethalben in vier Jahren wieder mit etwas Derartigem kommen.

„Die vier Jahre sind denn also jetzt herum“, bestätigte mein Vater mit der Ueberlegenheit dessen, der in seinem Recht und auch nachdrücklich gewillt ist, auf seinem Recht zu bestehen.

„Das kann man freilich nicht bestreiten“, gab ich klein-

laut zu, ohne mit der Arbeit innezuhalten. „Aber auf ein Jährchen oder zwei wird's darum nicht ankommen. Im Gegenteil, je älter man wird, um so —“

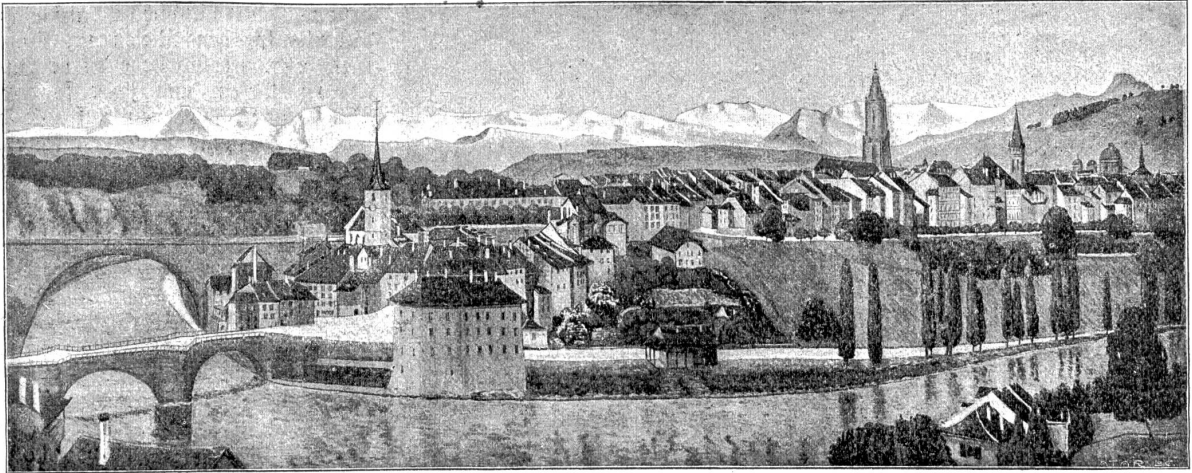
„Die vier Jahre sind herum!“ unterbrach er mich hitzig. „Du könntest dir noch einmal vier Jahre ausbedingen, und dann wieder vier Jahre! Und zu guter Letzt, wenn dann dein Karren richtig aufs Stumpengeleise gekommen, würdest du unnützer Hagestolz deinen Eltern ins Grab hinein vorwerfen, sie hätten dir rechtzeitig den Puff geben und dich herumnehmen müssen. — Also, den Puff hast du jetzt. Und morgen mittag nach dem Essen will ich ein für allemal aus dem Wunder sein, ob's mit dir hüßt oder hott gehen will.“

Den ganzen Nachmittag sprachen ich und mein Vater keine Silbe mehr von der Angelegenheit. Wir spannen und flochten jeder an seinem Gedankenbündel, tauschten etwa unsere Meinung über die Ursachen der verschiedenen Kartoffelkrankheiten oder über die notwendige Verschärfung der Vorschriften für den Viehverkehr aus, deren ungenügende Handhabung wieder einmal die Klauenseuche in unsere Gegend gebracht hatte. Im stillen baute ich auf die mildherzige Nachgiebigkeit und Ueberredungsgabe der Mutter, mit deren Beistand ich meinen Eigensinn leichtlich noch einmal durchzusetzen und Stundung zu erlangen dachte.

Diese Hoffnung sollte sich leider in der Folge als trügerisch erweisen. Abends vor dem Zubettegehen bedeutete mir die Mutter mit einem ganz merkwürdigen Lächeln, ich möge zu ihr in die Küche hinauskommen. Sie setzte sich auf die Herdbank, konnte aber nicht gleich zu reden anfangen, sie mußte sich zuerst mit dem Schürzenzipfel die Augen trocknen. Nun wünschte sie mir von Herzen Glück zu meinem siebenundzwanzigsten Geburtstag. Sie habe es nicht übers Herz gebracht, bis am Morgen zu warten, ertlich weil es da Mittwoch sei und zum andern, weil mir ein so ereignisreiches Jahr, wie das künftige, nun im Leben unmöglich mehr bevorstehen könne; denn vom Heiraten hänge sozusagen alles ab. Es sei nur zu hoffen und zu wünschen, daß ich mich meinerseits ähnlich wie sie über die längst verjährte Mittwoch-Idee hinwegsetze und den richtigen Mut fasse. Das Freien sei schon an sich eine sehr schwere Angelegenheit, man brauche sie sich nicht noch durch unnütze Angst schwerer zu machen.

Ich glaubte ihr die beruhigende Versicherung geben zu müssen, daß ich nicht für fünf Rappen Angst hätte, besonders da ich es gar nicht für notwendig hielt, nun gleich auf allen vieren in den Ehestand hineinzurennen. Es sei ja für mich noch lange nicht aller Tage Abend.

„Das wäre eine sehr verständige Rede von dir gewesen“, gab sie nach einigem Zögern zu, „wenn es sich nicht zufällig um dein Siebenundzwanzigstes handeln würde. Die Zahl Sieben hat noch immer etwas Gutes bedeutet. Und eben, weil es nun schon deshalb dieses Jahr sein muß, weil auch die Tante Judith dazu rät und weil der Vater es sowieso nicht anders gehalten wissen will, so habe ich mir, ganz im stillen für mich, eine kleine List ausgedacht. Es würde nicht nur nichts kosten, sondern man hätte eineweg eine Art Beruhigung, wenn du — natürlich ohne dir selber das Geringste dabei zu denken — wenn du halt statt morgen früh schon heut nacht um halb zwölf Uhr aufstehen würdest.“



Max Brack. — Bern. Reklamebild für den Wartsaal I. und II. Klasse des Bundesbahnhofes in Lausanne. (Phot. Suß, Bern.)

Auf diese Weise hättest du dein Siebenundzwanzigstes, das nun eben doch kein Jahr ist wie ein anderes — ich meine, dann hättest du es — sozusagen — an einem Dienstag angetreten . . .

Ich versprach ihr ohne viel Umstände, den Wecker auf die von ihr gewünschte Zeit zu richten, was ich dann beim Schlafengehen auch nicht versäumte. Nur stellte ich das altmodige Uhrgehäuse in der Weise auf meinem Nachttischchen zurecht, daß das Werk erfahrungsgemäß nach einer halben Stunde stillstehen mußte.

Meine Mutter war indes vorsichtig genug, mich schon kurz nach elf Uhr aus meinem Murreltierschlaf aufzuwecken. Sie hatte bereits Kaffee gekocht und einen verlockenden Eierkuchen als Geburtstagszugabe bereitet, den ich mir, gewürzt mit ihren nochmaligen Glückwünschen, mit einer gewissen Andacht zu Gemüte führte, wobei ich freilich einige Beziehungen zwischen mir und einem armen Sünder heraus-

brachte, der den letzten Liebesbeweis seiner Mitmenschen im sogenannten Gnadenmahl hinunterwürgen soll.

Die ersten Stunden meines siebenundzwanzigsten Geburtstages fanden mich im Lichtungsschlag im hinteren Galgenholz, wo ich mich bei spärlichem Mondschein rechtschaffen damit abplagte, bis zum einbrechenden Tag drei Klafter buchene Scheiter aus dem Bachtobel an die Fahrstraße hinaufzuschleppen. Nachdem ich dann am Morgen das Grünfutter frühzeitiger als sonst eingebracht hatte, setzte ich mich zum Schärfen der Sense auf den untern Rußbaum vor dem Schopfeingang aufgepflanzten Dengelstock und schlief bei der eintönigen Arbeit denn auch richtig alsbald ein, jedoch nicht ohne mir vorher im Halbschlummer mit der scharfen Kante des Stahlhammers den linken Daumnagel blau geschlagen, sowie dem wehrlosen Sensenblatt durch schlecht gezielte Streiche ein paar Risse und Beulen beigebracht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

≡ Zu Max Bracks Bildern. ≡

Der Berner Maler Max Brack gehört nicht zu den Lauten und Lärmenden seiner Gilde. Seine Bilder rufen nicht in den Saal hinaus: Seht mich an, so was habt ihr noch gar nie gesehen! Im Gegenteil, sie halten sich in der Umgebung der starkfarbigen und starkbetonten bescheiden zurück und müssen recht eigentlich gesucht werden. Was sie auszeichnet, ist eine gewissenhafte, streng geschlossene Komposition und ein die gedeckten schweren Farben liebendes, kontrastarmes Kolorit. Bracks Landschaften eignen fast durchwegs eine schwerblütige, schier schwermütige Stimmung. Alles Reklamenhafte geht ihnen ab.

Unsommer überraschte die Nachricht, Brack male im Auftrage des Verkehrsvereins der Stadt Bern ein großes Reklame-Stadtbild für einen Wartsaal des Bundesbahnhofes in Lausanne. Das Bild ist im vergangenen Jahre fertig geworden. Wir bringen oben eine Reproduktion, die indessen, weil das Kolorit nur in Weiß-Schwarztechnik wiedergebend, keine exakte Bewertung des Originals zuläßt, da bei der Reklamewirkung die Farbe ausschlaggebend ist. Immerhin läßt sie die Ueberlegungen des Künstlers erkennen, die bei der Wahl des Sujets und bei der Komposition des Bildes maßgebend wurden. Diese waren natürlich zum Teil durch die Bedürfnisse des Auftraggebers bestimmt, insbesondere stand zum vornherein das lange Format fest, da das

Bild den obern Teil einer Saalwand zieren soll. Ferner mußte der Künstler sich an gewisse durch die Tradition gegebene Elemente des Stadtbildes halten: Bern ohne die Mure, ohne die Brücken, ohne Münsterturm, ohne Alpenpanorama ist



Maler Max Brack.

für ein Reklamebild schier nicht denkbar. All diese Elemente ließen sich auf die Leinwand bringen, wenn der Maler seinen Standpunkt auf dem hohen rechten Mureufer beim Murgauer-